

Farbe und Regen

Ich schließe die Tür auf. Mit drei kleinen Schritten durchquere ich den Flur. Halte den kühlen Schlüssel in der Hand, während ich das größte Zimmer dieser Wohnung betrete. Alles ist leer. Der Schlüssel gräbt sich tief in meine Handfurche hinein. Stehe da. Der nackte Raum wandert durch die fleckigen Wände. Die Möbel sind fortgetragen, die Bilder weggeräumt, nur ein benutztes Trinkglas steht auf dem Boden. Eine Fliege setzt sich auf den Rand des Glases, spaziert darauf im Kreis herum. Ich stelle mich neben die Türe, schaue auf die Staubschicht, die auf der Fensterscheibe klebt. Das Abendlicht fällt gekörnt in meine Augen. Von draußen winkt ein kahler Ast herein. Höre den Möbelwagen wegfahren. Ich gehe zum Fenster. Schau auf das gegenüberliegende Haus. Dort drüben im zweiten Stock ist seit Jahren eine Jalousie heruntergelassen. Die Lammellen sind auf mittlerer Höhe ein wenig auseinandergezogen. Ein gefrorener Mund im einem augenlosen quadratischen Gesicht. Ich gehe an den Wänden entlang. Meine Hände streichen über den porösen Putz. Wandnarben. Zeichne mit dem Finger die nachgedunkelten Linien nach. Schatten, die sich um den Außenrand der Bilder und Möbel über Jahre hinweg in die Flächen hineingeschwärzt haben. Nun das umrahmen, was fortgetragen wurde. Ich blicke in die leere Wohnung hinein. Es ist still. Links neben dem Fenster kommen Farben zurück. Langsam sintert ein helles Rot aus den Wänden und hinterlässt einen dünnen Film auf dem Kalkputz. Bald sehe ich Martha mit farbigen Händen vor den Wänden knien. Ihr Rücken ist aus Glas in dieser Sekunde. Durch ihn scheint das Abendlicht hindurch. Es schweigt.

Ich stehe auf und sammle die bunten Stoffbahnen zusammen, die den Boden schonten, als ich die Möbel zusammen mit den Umzugshelfern aus der Wohnung heraustrug. Ich schüttle alles aus, höre kleine Steinchen auf den Boden fallen. Eines meiner alten Betttücher hatte ich zerschnitten und mich berührte dabei kein Gedanke an die Vergangenheit.

Ich stopfe die Stoffbahnen in eine Tüte. Meine Hände sind jetzt so schwer, wie der Tisch, den ich vor einer Stunde aus der Wohnung herausschob. Ich lehne mich erschöpft an die Wand. Durch Marthas Rücken scheint immer noch das Licht der Abendsonne. Ich ziehe meine Jacke aus, lasse sie den Arm hinunterrutschen. Sie segelt zu Boden und ich meine, auf den Rücken eines Fallschirmspringers zu schauen, der im Fall eingefroren ist. Ich gehe nicht, ich bleibe nicht, schaue nur ins Zimmer hinein. Martha hat das Fenster geschlossen. Sie sagt: „Der Duft des Abends kommt heute wie eine Fremde herein, die unsicher unseren Raum erforscht“. Ich

stelle mir vor, dass der Abend zu einem Bett wird, in dem Martha und ich eine Heimat finden. Sie streicht sich mit einer schnellen Handbewegung durchs dunkle, kurze Haar. Die zurechtgeschobene Haarsträhne fällt wieder in ihre Stirn zurück. „Wie ein Körperzelt siehst du aus“, sage ich. Martha gibt mir keine Antwort. Auf ihren Schläfen verästeln sich zarte Äderchen. Als wäre die blaue Farbe ihrer Augen nach innen gelaufen. Rinnspuren unter ihrer Haut. Von weit her summt die Nacht durch den Raum. Ich versuche, Martha anzuschauen. Aber ihr Bild bleibt nicht still. Es wandert, dehnt sich aus, geht aus dem Haus, läuft die Straßen entlang. Schwärmt übers Ortsende hinaus. Der Abendhimmel entwischt ihr aus den Augen dabei.

Laufbewegungen. So habe ich Martha das erste Mal gesehen. Sie lief, aber nein, nicht sie, sondern ein rotes Bild lief am frühen Morgen an dem Café vorbei, das am Knotenpunkt der wundgefahnen Straßen dieser Stadt liegt. Ein Warte- und Umsteige-Ort, dort, wo schon früh um sechs der Kaffeegeruch nach außen dampft, dort, wo fünf oder sechs kleine Tischchen stehen, deren schiefergraue Steinplatten jeden Morgen meine geschwellenen Hände kühlen. Eine herumliegende Zeitung hatte ich mir genommen, nachdem ich von der Nachtschicht wieder dort hin ging, weil ich wusste, dass ich trotz meiner überwältigenden Müdigkeit zuhause keinen Schlaf finden kann. Ich blätterte herum, die Buchstaben verschwammen zu schwarzen Balken. Ich schaute aus dem Fenster, während sich eine Tram in Bewegung setzte und sich langsam durch die Straßen schob. Ich hörte, wie draußen eine Reklametafel umfiel. Ein Hund bellte. Vorbeilaufende schlugen die Krägen der Mäntel und Jacken hoch. Jemand fluchte. Und vor dem Fenster segelte dieses quadratische Bild vorbei, das von zwei Händen gehalten wurde. Ein roter Punkt zunächst, dann doch ein rosa Schatten, der von links an mir vorüberzog. Es verdeckte wie ein Schild Marthas Kopf und ihren Oberkörper. Ein Segel, das sich gegen den Wind stellte. Die ersten Regentropfen fielen. Ich hielt meine Kaffeetasse fest, während Martha die Tür des Cafés aufstieß. Ein heftiger Regenschauer setzte ein. Ich musste lachen. Martha lehnte ihr Bild gegen den Stuhl, der an meinem Tisch stand. Rote und weiße Flächen fielen, ja stürzten ineinander. Irgendwo trafen sich die Farbfelder in einem rosafarbenen ringartigen Gebilde. Meine Augen fanden in diesem Bild keinen Ruhepunkt, keinen Halt. Aber nach den Dunkelheiten meiner letzten Arbeitsnacht war ich froh, dass nun irgendetwas Starkes, Kräftiges in mich hineinsickerte.

Martha trocknete ihre Haar mit dem Ärmel ihres schwarzen Strickpullovers. Sie zeigte mit dem feuchten Ärmel auf das Bild und sagte: „Das sind Feuerwellen, die in der Mitte etwas

umzüngeln, was ich noch nicht kenne“. Ich sagte: „der Regen hat in dein Bild hineingewischt. Hat er dort irgendetwas zerstört?“ Martha schüttelte heftig den Kopf. Sie nahm ihren kleinen Rucksack ab und setzte sich zu mir. Wir redeten, bis die junge sehr blasse Frau, die Tag und Tag hinter der Theke stand, ein „Reserviert“ – Schild zwischen Martha und mich schob. Wir standen auf und stiegen zusammen in einen Bus, fuhren in Schleifenbewegungen durch die Stadt. Es hatte längst aufgehört zu regnen. Der Asphalt dampfte. Eine tiefe Müdigkeit überrollte mich wieder. Nach und nach zogen verschiedene Ortsteile an uns vorüber. Ich legte meinen Kopf auf Marthas Schulter und schlief fast ein. Gegen Mittag waren wir in meiner Wohnung. Beide sehr erschöpft. Aber als Martha ihr Bild an die Wand lehnte, konnte ich langsam ihre Hände befühlen, mit den Fingerkuppen zaghafte Reisebewegungen beginnen über Marthas Haut, die mir wie das Weichste vorkam, was überhaupt noch zu erfühlen möglich war, am Grenzbereich lag, an dem das Zerfließen schon beinahe anfängt. Über die Stunden hinweg lagen wir so da, bis es Abend wurde und langsam die Schwärze ins Zimmer kroch. Martha verriet mir nicht an diesem, nicht an einem anderen Abend, woher sie kam und was sie in dieser Stadt vorhatte. Sie verriet auch nichts, während sie schlief, hörte nur ihren gleichmäßigen, ruhigen Atem. In dieser Nacht meldete ich mich für die Schicht krank, blieb neben Martha liegen und betrachtete ihr Bild. Ein großer roter Punkt schaute mich wieder von der Leinwand an. Er bohrte sich durch den Raum hindurch und unter diesem Rot waren feine, dunklere Pinselstriche zu sehen, die mit ihrer unbestimmbaren Farbe bis zum unteren Bildrand hinführten. Wie Furchen oder Linien. Oder Risse. Die großzügigen, hellen, ja schlohweißen Flächen die von den Rändern her ins Bild wanderten, führten meinen Blick doch immer wieder zu diesen Rissen hin. Auch die Ebenen, in denen ein Hellgrau auf Zinnober und Magenta stieß, waren für mich wie unruhige Wellen, die mich zu diesen feinen Verästelungen hintrugen. Ich schaute mit dem ganzen Körper immer und immer wieder dort hin.

Martha.

Unter einer der Stoffbahnen liegt ein grünes Einwegfeuerzeug. Das muss Martha irgendwann aus der Hose gerutscht sein. Vielleicht, als wir uns küssten und durch's Zimmer taumelten. Vielleicht, als wir zusammen verrückt herumtanzten zu diesen Übungsstücken für Klavier, die in unberechenbaren Abständen von einer Nachbarswohnung laut und deutlich in unser Zimmer drangen. Manchmal sah ich, wie Marthas Augen feucht wurden. „Augenregen“, sagte sie dann.

Als ich an einem Morgen nach der Schicht nach Hause kam, war Martha nicht mehr da. Sie saß nicht, wie fast jeden morgen, neben der Matratze und zeichnete vor sich hin oder las in einem Buch. Ihren Rucksack hatte sie mitgenommen, aber ihr Bild lehnte noch an der Wand. Davor lag ein Zettelchen, auf dem stand: *M. 15.32 Uhr - M. 7.15 Uhr*. Ihre Schrift sah so aus, als würden die Buchstaben sich gegen eine Windböe stellen. Ich setzte mich vor Marthas Bild. Haarfeine Kapillaren, zarter Adernstoff, Hautwimpern irrten auf der Fläche umher. Hineingehen wollte ich und darin Martha mit einer Taschenlampe suchen. Viele Wochen hatte ich auf Martha gewartet, wanderte durch den Hauptbahnhof, bewegte mich durch die Menge der Ankommenden, saß über Stunden im Café, das am Knotenpunkt mehrerer wundgefahrener Straßen liegt, legte die Zeitung nur auf den Tisch und schaute unentwegt zum Fenster hinaus. Die Zeit war wie ein eingefrorener Mund. Ein Schweigen, das Minute um Minute, Stunde um Stunde aneinander kettete und dann jeden Tag zu einem einzigen *Nichtgeschehen* verschmelzen konnte,. Alles tauchte und verschwand in einer grenzenlosen Lebensblässe.

Ich nehme die Tüten, in die ich die zusammengerollten Stoffbahnen gestopft habe. Suche den Schlüssel, lasse das benutzte Glas einfach auf dem Boden stehen. Die Fliege ist verschwunden. Ein letzter Blick wandert durch den leeren Raum. Ein rötlicher Farbschatten liegt noch auf den Wänden. Ich sperre die Türe zu. Werfe den Schlüsselbund in den Briefkasten. Auf der Straße schlägt mir die Nacht entgegen. Sie stürzt zwischen meine Schläfen hinein. Ich stelle das, was ich in den Händen halte, neben den Müllcontainer. Seh noch einmal hinauf zu den dunklen Fenstern der Wohnung. Das Haus schwebt lautlos über dem Gras. Jemand spielt in die Stille ein Übungsstück für Klavier hinein. Ich strecke die Hand aus und sehe nichts. Laufe an den Straßenlaternen entlang. Gehe weiter. Suche einen Ausgang aus dieser Stadt.